

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte

**Band:** 15 (1939)

**Heft:** 34

**Artikel:** Die Alten

**Autor:** Eskul, Noemi

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-753651>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Das zweite Gesicht

Erzählung von Hermynia Zur Mühlen

Es war in der gemütlichen Stunde, die die Franzosen »zwischen Hund und Wolf« nennen. Eine treffende Bezeichnung, denn noch kämpft das letzte Licht des gutmütigen Haustiers, auch Tag genannt, mit dem Dunkel des wilden Raubtiers, der Nacht, die sich vorbereitet, alles Helle zu verschlingen. Wir plauderten, träg, mit den langen Pausen, die nur bei einer alten Freundschaft möglich sind und ein so erholendes Ausruhen zu zweit bedeuten.

Der Diener kam, einen großen Rosenstrauß in der Hand. Clarisse nahm die Visitenkarte, beugte sich zum Kaminfeuer nieder, las den Namen und sagte vorwurfsvoll: »Oh, Johann, warum haben Sie den Herrn fortgeschickt? Sie wissen doch, daß ich für ihn immer zu Hause bin.«

»Er fragte mich, ob Frau Gräfin allein sind. Und als ich ihm sagte, die Kusine der Frau Gräfin wäre da, sagte er, er werde morgen wiederkommen.«

Der Diener ging, ich nahm Clarisse die Rosen ab und stellte sie in eine Vase. »Ein Hofmacher,« neckte ich. »Was wird deine Enkelin dazu sagen?«

Clarisse lachte. »Baby soll nur gefälligst schweigen. Ohne diesen Hofmacher wäre sie überhaupt nicht auf der Welt.«

Sie reichte mir die Visitenkarte und ich entzifferte in der Dämmerung den Namen: »Jerome Thadeus Montechiari, Zauberkünstler und Hypnotiseur.«

»Clarisse,« fragte ich erstaunt, »das ist der Hofmacher, der Mann, für den du immer zu Hause bist? Du, von der behauptet wird, daß du so exklusiv und hochmütig, so ganz aus den Neunzigerjahren des letzten Jahrhunderts bist?«

Clarisse hielt die schmalen weißen Hände vor die Flammen des Kaminfeuers.

»Das heißt mit anderen Worten, daß du unbedingt die Geschichte dieses Monsieur Jerome Thadeus Montechiari hören willst. Nicht wahr?«

»Ja.«

»Eigentlich,« sagte Clarisse und lehnte sich begütern in die große, alte Bergere zurück, »eigentlich heißt mein Freund ja, du brauchst nicht zu lachen, er ist einer der besten Freunde, die ich habe, schlicht Jan Kovacik und stammt aus Böhmen. Als ich heiratete, kam er als erster Diener zu uns. Er war zusammen mit meinem Mann, der um zehn Jahre jünger ist als er, auf dem Gut meines Schwiegervaters aufgewachsen. Als ein alter Freund von Robbie. Er war auch ein ausgezeichneter Diener, hatte nur eine einzige schlechte Eigenschaft, die mich zum Wahnsinn brachte. Er hatte nämlich das zweite Gesicht. An und für sich kann das ja in einem Haushalt eine ganz gute Sache sein. Man weiß, an welchem Tag eine ganz gute Reise unternommen, wenn man nicht auf den See hinaussegeln, vor welcher besten Freundin man sich hüten soll — wenn sie besonders hübsch ist und besonders nett zu einem und gar nicht mehr ohne einen leben kann. Aber Jan hatte, wie soll ich das sagen, also Jan hatte ein völlig kritikloses zweites Gesicht, das wirkliche Unglücksfälle anscheinend nicht von kleinen Unannehmlichkeiten zu unterscheiden vermochte. So kam er bisweilen morgens mit dem Frühstückstablett und erklärte düster: »Vorsicht, Frau Gräfin. Bleiben Sie heute zu Hause. Ich habe etwas Schreckliches gesehen. Auch der Herr Graf soll nicht auf die Jagd gehen. Etwas Böses steht über unserm Haus.«

Wir rührten uns nicht aus dem Park, damals bewirtschaftete Robbie das Gut des Erzherzogs E., und warteten gespannt und, zumindest ich, angstvoll auf das Schreckliche. Warteten den ganzen Tag vergeblich. Und abends, beim Diner, warf ich dann mein Rotweinglas um, und der Wein ergoß sich über mein neues Kleid, eine ärgerliche Sache, weil mir das Kleid sehr gut stand und völlig ruiniert war, aber schließlich nicht einen ganzen Tag der Angst wert. Andererseits erklärte Jan eines Tages: »Eine kleine winzige Wolke steht über dem Haus. Ganz klein. Aber ein wenig Vorsicht scheint geboten.« Und an diesem Tag stürzte mein Mann bei der Parforcejagd und brach sich zwei Rippen. Du siehst, man konnte sich nicht recht auf Jans zweites Gesicht verlassen. Außerdem hatte er es sehr oft. Keine Woche verging, ohne daß er uns damit schreckte. Ich früchtete mich immer schon, wenn ich zum Frühstück kam: Was wird er jetzt prophezeien?«

Hätten wir in der Stadt gelebt, so wäre dieses zweite Gesicht wahrscheinlich leichter zu ertragen gewesen. Aber so, auf dem Land, hinter Götters Rücken, wo überhaupt nichts geschah, das einen ablenken konnte . . .

Ich muß dir ehrlich zugeben, daß die ersten zwei Jahre meiner Ehe nicht besonders glücklich waren. Ich war ein Stadtkind gewesen und konnte mich nicht einleben. Ich spielte mit dem Haushalt, mit dem Garten, aber eigentlich freute mich nichts. Und mein Mann hatte nur abends

Zeit für mich. Ja, die leere Einsamkeit dieser zwei Jahre, die nur durch Jans Prophezeiung belebt wurde, war entsetzlich. Es kam mir auch vor, als habe Jan immer häufiger das zweite Gesicht, und das wurde mir — aus einem besonderen Grund — täglich peinlicher. Eine Frau, die sich langweilt, sucht rastlos nach Unterhaltung, das war immer so und ist, trotz aller Emanzipation, auch heute noch das gleiche. Wenn ich an Baby denke . . . Nur daß wir jungen Frauen von damals alles viel ernster nahmen, ein Gewissen hatten, ich glaube, heute nennt man das Hemmungen und hält es für etwas, das man überwinden muß.«

Clarisse schwieg und blickte versunken in die Flammen. Ihr zartes Gesicht, das trotz ihrer sechzig Jahre noch schön und reizvoll war, rötete sich ein wenig, vielleicht von der Hitze der Flammen, vielleicht aber auch von der Glut einer Erinnerung.

»Der zweite Verwalter,« sagte sie unvermittelt, »war jünger als mein Mann. Ein entfernter Verwandter. Ein übermütiger, heiterer Mensch, der die Landwirtschaft weniger ernst nahm als Robbie und mehr Zeit fand, mich zu unterhalten. Er kam im zweiten Jahr meiner Ehe auf das Gut . . . Und plötzlich entdeckte ich die herzerreißende Schönheit der Sommerabende und den Reiz der Morgenritte über betauten Wiesen und die geheimnisvolle Lieblichkeit des Waldes, wenn man zu zweit auf den Anstand geht . . . Aber wie gesagt, damals nahmen wir die Dinge, über die unsere Enkelinen nur lachen, sehr ernst, und wir hielten uns an das schöne, gefährliche Motto: Alles oder nichts. Deshalb überlegten wir auch länger. Du wirst bereits wissen, daß ich mich schon im Stadium des Überlegens befand, aber immer wieder, wenn ich gerade zu einem Entschluß zu kommen glaubte, schob Jan sich mit seinem zweiten Gesicht ein. Ich begann den braven Kerl zu hassen. Er stand zwischen mir und dem, was ich für mein wahres Glück hielt, wie eine unsichtbare Mauer. Ich weiß, es war häßlich von mir, aber ich versuchte meinen Mann zu überreden, er solle Jan kündigen. Ich erfuhr allerhand Fehler und Nachlässigkeiten, behauptete, er sei mir gegenüber nicht respektvoll genug . . . kurzum, ich tat alles, um ihn loszuwerden. Robbie weigerte sich, meinen Wunsch zu erfüllen. Aber Jan selbst fühlte ihn und kündigte. Er wolle, sagte er, nicht länger Diener sein, mit seinen Fähigkeiten könnte er es weiterbringen. Robbie tobte, aber Jan blieb fest. Am letzten Tag blieb ich länger liegen und frühstückte im Bett. Ich hatte Angst, Jan könnte wieder einmal sein zweites Gesicht gehabt haben . . . Und fürchtete mich vor dem, was ihm dieses Gesicht verraten hatte. Denn nun stand mein Entschluß bereits fest: Ich würde nach guter alter Tradition mit Franz, auch so, der Name tut nichts zur Sache, also, ich würde durchgehen. Robbie hatte ja seine Arbeit, er würde mich kaum vermissen.«

Später ging ich in den Park, versteckte mich in einer alten Laube. Aber Jan fand mich dennoch. Er blieb vor der Laube stehen und erklärte sehr ernst: »Befor ich gehe, muß ich Ihnen sagen, daß ich wieder mein zweites

Gesicht hatte. So deutlich wie noch nie.« Und dann begann er zu sprechen. Ich hätte nie geglaubt, daß dieser eisige Mensch so überzeugend zu schildern vermöchte. Er zeigte mir leere Zimmer, es waren die Räume des alten Schlosses, doch schienen sie mit einem erschreckend und unheimlich. Es war ein windiger Abend, einer jener Herbstabende, an denen ich mich immer ein wenig gefürchtet hatte, weil der Wind wie ein gefolterter Mensch um das Schloß zu heulen pflegte und die alten Bäume ihre kahlen Arme gespenstisch bewegten. Jan zeigte mir Robbins Arbeitszimmer, überall lag dicker Staub, als ob es seit langem unbewohnt wäre. Es roch nach Moden und Pulver. Und auf Robbins Schreibtisch lag ein Revolver. Irgendwo, in der Ferne, knallte ein Schuß . . . Und dann sah ich plötzlich einen Friedhof und das Erbbegräbnis der Familie, und auf dem Stein einen Namen Robbins Namen. Und sah auch, wie durch Nebelschleier, mich selbst, in Trauer, und fühlte eine grenzenlose Verzweiflung und eine ebenso grenzenlose Reue . . .

Ich merkte nicht, daß Jan gegangen war. Ich sah mit meinen Augen sein zweites Gesicht und wußte, was es bedeutete. Und wußte mit einem auch, daß ich ja eigentlich nur meinen Mann liebe und die ganze Affäre mit den anderen bloß eine Spielerei meiner Langeweile gewesen sei.

Jan ging am Nachmittag. Ich hatte vergeblich versucht, ihn zurückzuhalten. Und der zweite Verwalter verließ uns einen Monat später.

Ja, Jan war gegangen, doch hatte er mir etwas von seinem zweiten Gesicht zurückgelassen. Ich sah nun Dinge, die ich früher nie gesehen hatte, sah, wie Robbie auflebte, als der zweite Verwalter gegangen war, sah, zurückblickend, wie still und traurig er in den letzten Monaten gewesen und sah auch, daß er nicht nur die Landwirtschaft liebte . . . aber das sind zu intime Dinge, über die wollen wir nicht reden. Als dann nach elf Monaten Babys Mutter geboren wurde, langweilte ich mich nicht mehr, und als sie mir wieder dazu Zeit gelassen hatte, kamen die zwei Buben . . . Verstehst du jetzt, daß ich für Monsieur Thadeus Montechiari, der übrigens ein ganz berühmter Mann geworden ist, immer zu Hause bin?«

»Ja. Aber sag mir, war sein letztes zweites Gesicht echt oder hat er etwas geahnt?«

»Ich weiß es nicht. Weiß nur, daß er sehr stolz und glücklich war, als wir ihn batzen, der Taufpate unseres ältesten Babys zu werden. Und daß er an jenem Tag kein zweites Gesicht hatte. Dreh das Licht an, jetzt sieht man wirklich nichts mehr.«

Während ich aufstand, um zum elektrischen Schalter zu gehen, sagte Clarisse gedankenvoll: »Ich müßte Jan mit Baby zusammenbringen. Vielleicht sieht er etwas, eine kleine Wolke oder einen Wirbelsturm. Und vielleicht . . .«

Das Licht flammte auf. Draußen vor dem Fenster stand schwarz die Nacht; der Wolf hatte den Hund verschlungen.

## Die Alten

Von Noemi Eskul

Die Erde zwischen den Obstbäumen ist pulvrig und heiß. Aus dem nahen Wäldchen weht trockene, harzig duftende Wärme herüber. Die zartgrünen Saaten liegen wie weiche, seidige Tücher um einen atmenden Leib. Die Obstbäume blühen. Der ganze große Obstgarten ist in eine Woge seliger Zartheit getaucht. Die Bäume blühen. Der ganze große Obstgarten ist in eine Woge seliger Zartheit getaucht. Die Bäume blühen. Vater Dochen stützt die jungen, die von ihrer eigenen Blütenpracht betäubt sind und schwanken, und er erleichtert den alten das Tragen ihrer strahlenden Last. Er harkt, er gräbt um. Die Bäume sind weiß wie der Schnurrbart in Vater Dochens gegerbtem Gesicht. Einen Bart trägt er nicht. Sein Kinn ist glatt, er rasiert es zweimal jede Woche — einmal am Sonntag, zum Staat, und einmal am Mittwoch, wegen des Kegelabends beim Förster Wängig — und wohl noch mal zwischendurch, weil seine Alte eine struppige »Front« auf den Tod nicht ausstehen kann. Darauf nimmt er Rücksicht.

Die Mutter Dochen hat eine glatte, braune Stirn unter schon silbrigem Haar. Sie hält sich sehr gerade, ihre Hände fassen jegliches Ding mit Sicherheit und der gebotenen Festigkeit an. Sie hat eine lange und strenge Nase, aber der noch heute, im Alter, zarte Mund spendet gütige Weichheit dem ganzen Gesicht. Sie leben allein auf dem kleinen Obstgut, mitten im Wald, eine halbe Stunde vom nächsten Dorfe entfernt.

Seit sie sich hier niedergelassen haben, ist fast jedes Jahr wie das andere gewesen: wenn die Ernte vorbei war und die ihrer seligen Schwere entledigten Äste empor schnellten und sich vom Herbstwind ungestraft zausen ließen, wurde der Ofen in der Wohnstube zum erstenmal angeheizt, und die Räume des Hauses durchzog der weinschwarze Duft reifer Äpfel, mit dem guten Geruch brennender Kiefernresine gemischt. Dann wurden die Tage ruhiger und die Abende frohlich und lang, Vater Dochen Pfiffe pfiff über die nochmals und nochmals herhaltenden Zeitung, und vor der Alten

türmte sich ein Berg flick- und stopfreifen Zeuges. — Bis dann die ersten warmen Windstöße diese winterliche Schläfrigkeit hochwehten und mit sich nahmen, und der feuchte Geruch der erwachenden Erde sie wieder in den Garten rief. Dann kamen die Tage ihrer größten Mühen und Freuden: sie besorgten ihren Garten noch immer allein, nur für die schwerste Arbeit nahmen sie sich jemand zur Hilfe. — Es war auch dann, mitten im Blühen, eine große Stille um sie, aber eine andere — eine sommerlich heitere Stille, der Hahn krähte, man hörte den Ruf eines Vogels im Walde, in den blühenden Zweigen war flimmerndes Licht und seliges Summen, es duftete süß und würzig nach jungem Saft.

In diese Abgeschiedenheit kam der Sohn. Es begann immer wieder damit, daß ein Staubwirbel die Landstraße entlang wie im Sturmwind daherging, alles Lebendige zur Seite fegte und mit lautem Motorgeknatter in die duftende Stille brach; daß eine vierschrötige Gestalt in Ledergamaschen und schneidigem Sportdrill vom Motorrad sprang und mit einem lauten: «Der Teufel hol eure Wege, verflucht nochmal! Na, wie geht es euch hier?» in die enge Stube trat. Das war also der Sohn. Er kam nicht oft, vielleicht ein- oder zweimal im Jahre, das hing ganz von seinen Geschäften ab. Ueber diese Geschäfte wußten die Alten wenig, nur so viel, daß er oft unverschuldetes Pech hatte — namentlich jedesmal, wenn er kam, hatte er kurzerhand die schneidige Pech gehabt. Aber das beirrte ihn keineswegs, o nein, er hatte stets neue prachtvolle Einfälle, und hatte sich der eine soeben als Niete erwiesen, so war die nächste Sache dafür todlicher ein Bombengeschäft! Die Alten nickten bewundernd, er war doch ein prächtiger Kerl, der Vater hörte paffend und lächelnd zu, und der Mutter schwappete der Kaffee vor Eifer und Aufregung über. — Er hatte Grütze im Kopf, der Junge, das mußte man ihm lassen, und Tatkräft für viere — vielleicht ein bißchen zu viel, doch das war wohl der Stempel der Großstadt. Er wird schon einmal was werden, es lag gewiß nicht an ihm, wenn es bisher noch immer nicht klappte. Was konnte er zum Beispiel dafür, daß sich das eine Mal sein Kompagnon, der mit dem Gelde durchbrannte, und ein andermal die Braut mit dem gutgehenden Kolonialwarenhandel als treulos erwies?

Na — seine Stimme füllte die kleine Stube ganz aus — er würde es schon schaffen, hoho, das müßte ja mit dem Teufel zugehen, wenn ein Kerl wie er auf dem allem Unternehmungsgeist günstigen Pflaster der Großstadt nicht vorwärts käme. Einen offenen Kopf müsse man nur haben und natürlich Moneten, denn ohne diese kann sich heute auch der tüchtigste Kerl begraben lassen, ja-woll! Aber die Sache, die er jetzt vorhabe, die würde

jede Investition zehn- und zwanzigfach lohnen, eine Likörstube mitten in der City, «Black and White» solle sie heißen ...

Nachdem der Sohn geräuschvoll Abschied genommen und das Motorgeknatter sich hinter dem bewaldeten Hügel verloren hat, ist es auf dem Obstgut wieder heiter und still. Die aufgescheuhten Fliegen kehren beruhigt zu ihren Scheiben zurück, die Bienen summen, die Grille zirpen, und Vater Dochen schließt das Geheimfach des uralten Sekretärs aus gesämasertem Birnholz wieder bedächtig und umständlich ab.

\*

Nach einem langen und strahlenden Herbst bricht plötzlich und ohne Übergang ein harter, böser und entzesselter Winter ein. Die bittere Kälte ist weder durch Regen noch durch weichen Schneefall gemildert. Die Stube ist warm geheizt, es riecht nach gebackenen Aepfeln, die Katze macht einen runden Rücken und legt sich wieder hin. Mutter Dochen nickt über ihrer Arbeit, und der Alte pafft andachtsvoll und genießerisch vor sich hin.

In diese ruhvolle Dumpfheit winterlichen Halbschlafs kommt der Sohn. Er kommt diesmal ohne voraufgehenden großartigen Motorlärmb, sondern ganz still, sogar ein wenig heimlich, aber in hastigem Tempo auf einem einfachen Fahrrad. Als er ins Zimmer tritt, wischt er sich den Schweiß von der Stirn, obwohl es ja draußen kalt ist und ein eisiger Wind über die Ebene fegt. «Verflucht, eure Wege», sagt er atemlos und läßt sich in einen Sessel fallen, der mit allen seinen alten Federn unter ihm ächzt und knackt. Wo er denn sein Motorrad habe, fragt der Vater verwundert. «Kaputt, muß repariert werden, 'n Haufen Geld kost' so 'ne Reparatur, ekelhaftes Pech gehabt mit der Maschine ...» Warum er denn bei Nacht fahre, bei Tageslicht wär das Fahren ja sehr viel besser? Ja, er habe aber eben etwas freie Zeit gehabt, und da wollte er doch gleich mal schauen, wie es ihnen hier ginge.

Die Mutter nimmt die Brille ab und läßt den Blick langsam über das Gesicht des Sohnes gleiten. Auf seiner Stirn formen sich immer wieder Schweißtropfen. Der Vater blickt auf die Uhr und erhebt sich. Es ist Mittwoch, Kegelabend bei Förster Wintig. Ob der Sohn wohl mitkommen wolle? Nein, danke, er sei zu müde. «Na, dann geh mal schnell in die Klappe und schlaf aus, mein Junge!» — Die Haustür knarrt, seine Schritte draußen fallen voll und klar von der hartgefrorenen Erde wider.

In der Stube ist es heiß. Die Uhr tickt. Die Mutter wickelt langsam ihr Flickzeug zusammen. Sie sieht den Sohn lange mit etwas tränenden Augen an und legt ihre Hand auf seinen Arm. Die noch im Winter braune, eckige Hand nimmt sich seltsam aus auf dem modischen Stoff des Anzugs. Die Hand zittert. Sie hebt den Blick, und einen Atemzug lang sehen sie sich an, Mutter und Sohn. In seinen Augen ist der gleiche Ausdruck von Trotz und Qual wie damals — sie weiß es noch —, wie damals, als er den alten Hofhund, den Flock, aus Muttwillen ins eiskalte Wasser getrieben hatte und den greisen Kötter dann nicht wieder aus dem Teich bekam. «Nun, sag schon», bittet sie, «sag schon, was ist?» — «Nein, nein, es ist nichts ...» — Er springt auf und reißt den Fußschemel um, er möchte am liebsten heraus, er möchte einen großen Bogen um die Mutter machen, aber er stößt sich an den Wänden, die Stube ist eng, hier ist kein Entrinnen. Da setzt er sich wieder. «Mutter ...», sagt er. — Die Uhr tickt. — Dann spricht er.

Als er fertig ist, zittern ihre Hände noch mehr, aber sie sitzt sehr aufrecht und groß, und er ist wieder der zehnjährige Junge, der noch alles — Strafe, Liebe und Brot — aus ihren Händen empfing. Er schaut zu ihr auf. Wie sie entscheiden wird, so soll werden. Was sie sagt, das ist richtig und gut. «Mit der Flucht ist es nichts, mein Junge», beginnt sie, sie erlaubt ihrer Stimme kein Beben. «Was du eingebrockt hast, das mußt du schon ehrlich aussessen, sonst würgst du daran dein Leben lang, bis zu einem unseligen Tod. Nein, das wollen wir ein für allemal abmachen und dann gut sein lassen. Komm.»

Sie holt ihre Schuhe und den warmen Mantel und auch ein Tuch um den Kopf, denn es ist Winter und eine kalte Nacht. Und dann tritt sie mit ihm zusammen den Weg zum Dorf Schulzen an. Dort wird, immer in ihrem Beisein, zu Protokoll genommen, daß der Kaufmann Bruno Dochen, Sohn des Obstzüchters Gustav Dochen aus L., erkläre, einen seiner obskuren «Geldgeber» in einem Anfall von Wut und Verzweiflung mit einem schweren Genstand erschlagen zu haben.

Auf dem kleinen Obstgut ist wieder heitere Stille, die Blütenzweige schwanken in verschwenderisch gleißendem Licht, brütende Mittagsglut, brausendes Summen. In einer Ecke des Gartens, dort, wo frühlingshelle Birken und eine dunkle Fichte stehen, sitzen die Alten. Sie blinzeln ins Licht, sie sind knorrig wie ihre alten Apfelbäume, sie atmen, sie warten. Das Erntefest wird sich noch einmal jähren, dann kommt noch ein stiller, verschlafener Winter, es wird wohl etwas lange dauern diesmal — — aber dann kommt der Sohn.

## Besser immer besser

④

mundet einem Florida-Stumpen.  
Man kann sie die längste Zeit  
rauchen; sie verleiden nie. Das  
liegt an der ausgezeichneten  
Mischung. .



**florida**  
ein Weber-Stumpen

Für einen Zehner gibt es keinen bessern

WEBER SÖHNE AG. MENZIKEN

**Bringt dieser Sommer**

*neue Falten?*

**Was können Sie dagegen tun?**

**CREME MOUSON**

**mit Tiefen-Wirkung**

In Tuben à Fr. 1.-, 1.35, 1.75 und in Töpfen à Fr. 1.70 u. 2.50.  
Erhältlich in den Apotheken, Drogerien, Parfümerien etc.  
WILLY REICHELT, KUSNACHT-ZURICH